

## Die heilige Flamme

Ein Weihnachtswürchen von Elisabeth Dauthenberg

In der Mitternachtstunde vor dem heiligen Feste tun sich die Himmelstüren auf. Der König des Himmelreiches schaut von seinem Thron herab auf die Menschen der Erde.

— Ein Jahr ist lang für die Erdenkinder — seht wie sie sich wieder verirrt haben in der Wildnis des Bösen — spricht er zu den Engelscharen, die um ihn sind.

— Sie tragen schwer an des Tages Last und Bürde — sagt der Oberste der Gottes-nahen.

— Sie werden schwach an der Last des Tages. —

— Sie haben das Licht ausgelöscht, das du ihnen in der heiligen Nacht angezündet auf dem Berge der Liebe. —

— Wie sie schreien und weinen um ihr täglich Brot. —

— Meid und Haß und Zwietracht zerfrisst ihre Seelen. —

— Aber in vielen Herzen stehen die Angste der Sehnsucht herauf zu dir — o Herr.

So sprachen die Gottgeliebten, die um seinen Thron versammelt waren. Da winkte der Herr dem Engel zu seiner Rechten, dessen Flügel in blauem Glanze schimmerten.

— Gehe herab und trage den Stern des Glaubens über die Erde, daß ihre Seelen wieder Frieden finden. —

— Und du — sprach er zu dem Linken — nimm die Zweige der Hoffnung und streue sie über die Erde — und der Grünleuchtende neigte sich und schwang sich hinab.

— Und ich — o Herr? —

— Du, Liebling des Himmels und der Erde — flieg auf und zünde wieder die Flamme der Liebe an auf dem heiligen Berge. Ein Jahr ist lang für die törichten Menschen — immer wieder irren sie von den hellen Wegen ab. Laß die Flamme weit hinaufstrahlen, daß alljedes Menschenkind es sieht und fühlt. —

Und als die Mitternachtsglocken über die Erde hinstünnen, wurde es still und hell in den Seelen der Menschen.

Glauben und Hoffnung blühten plötzlich auf in ihren Herzen.

— Seht — seht — der heilige Berg strahlt wieder — riefen sie.

— Es ist die heilige Nacht, in der uns die Liebe geboren wurde. —

Wie konnten wir das vergessen. —

— Auf zum Berge — laßt uns die heiligen Flamme grüßen und sie heimholen, ein jeder zu seiner Stätte und zu seinem Tag. —

Und so geschah es.

Die heiligen Flamme fielen in die Herzen der Menschen und machten sie hell und rein und gut.

Haß und Meid und alle Dunkelheit war vergessen und die Seelen wurden der Liebe voll.

Und jedermann nahm eine Handvoll der Flammen mit heim und zündete die hundert Kerzen an dem Baume der Hoffnung an, den der grünschimmernde Engel jedem auf die Schwelle gestellt.

Welch ein selbiger Schein strahlte von diesen hundert Flämmlein über die Menschen hin, die wieder von Liebe überströmten zu einander.

Das süßeste Wunder aber, das ihr schauen könnt in dieser heiligen Nacht — ist der göttliche Strahl, der in den Augen der Kindlein aufleuchtet aus dem schimmernden Lichtmeer der Gottesflammen am grünen Gezweige des duftenden Baumes, den der Bote des Friedens zur Erde brachte.

## Franken im Munde älterer Dichter und Schriftsteller

Von Peter Schnelzer

(Schluß)

Um dieselbe Zeit nun, wo Goethe selbstergestalt aus fränkischem Geist heraus und nach fränkischem Leben dichtete, vollzog sich in unserem Schrifttum eine bedeutungsvolle Wandlung. Als Gegenströmung zum Klassizismus setzte die Romantik ein, führte neben vielem anderem auch ein neues Ideal des Reisens herauf und brachte das Wandern zu Ehren auch bei Leuten, die nicht zu den Handwerksburschen und anderen fahrenden Menschen zählten. Ein neues Ideal des Reisens! Die Männer der Aufklärung, die Staats- und Volkswirtschaftler, ja auch die Kreise um Goethe hielten sich bei all ihrer oft scharfen Beobachtung von Land und Leuten doch dem Volksleben gegenüber zurück, hüteten sich vielfach mit dem „gemeinen Volk“ in nähere Verührung als sie der Umgang mit Kutschern, Postillionen und Hotelbedienten verlangte zu treten. Ganz anders die Romantiker. Sie wollten in Italien und anderen Ländern nicht nur antike Säulentrümmer schwärmerisch bestaunen, vor Laoköongruppen bewundernd stehen, Vergangenheit, Gegenwart, Natur und Volksleben floß für sie in einen großen Strom zusammen, in dessen Wellen sie untertauchen wollten. Der Romantiker sucht auch persönliche Erlebnisse im Volk des Landes, das er bereist. Die Wanderer der romantischen Zeit, sie träumen

„ . . . von Marmorbildern,  
Von Gärten, die überm Gestein  
In dämmernden Lauben verwildern,  
Palästen im Mondenschein,  
Wo die Mädchen am Fenster lauschen,  
Wann der Lauten Klang erwacht,  
Und die Drunken verschlafen rauschen  
In der prächtigen Sommernacht.“

Den durch die Romantik neu gestimmten Gemüthern mußte Franken mit seinen tiefen Wäldern, seinen wunderbaren, verträumten alten Städtchen, seinen Felsentälern und Ritterburgen als ein romantisches Land erscheinen, vorzüglich die Fränkische Schweiz, die in jener Zeit diesen Namen erhielt und nach dem Zeugnis der Schriftsteller in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein außerordentlich beliebtes Reiseziel war. Damals zeichnete ein Ludwig Richter ihre Felsenburgen, und auf seiner Darstellung des Schlosses Rabeneck ruht im Vordergrund,

auf die Harfe gestützt, ein großer Sänger, indes die schwarzhaarige Begleiterin müde neben dem Reisebündel auf der grasigen Erde liegt.

Es ist schade, daß der große deutsche Dichter Heinrich von Kleist nur kurze Zeit in Franken weilte; wir hätten sonst seiner für Romantik zugänglichen Seele sicher manche köstliche Schilderung zu danken oder manche deutliche Beeinflussung durch Franken festzustellen. So hat er nur im Jahre 1800 aus einem nicht ganz aufgeklärten Grunde in Würzburg einige Wochen zugebracht. Diesem Aufenthalt verdanken wir immerhin ein paar wahrhaft dichterische Schilderungen, deren eine auch deshalb hier wiedergegeben sei, weil Würzburg in unserer Betrachtung noch keine große Rolle spielte.

„In der Tiefe liegt die Stadt wie in der Mitte eines Amphitheatere. Die Terrassen der umschließenden Berge dienen statt Logen, Wesen aller Art blicken als Zuschauer voll Freude herab und sangen und sprachen Beifall, oben in der Loge des Himmels stand Gott. Und aus dem Gemälde des großen Schauspielhauses sank der Kronleuchter der Sonne herab und verstaubte sich hinter die Erde — denn es sollte ein Nachstück aufgeführt werden. Ein blauer Schleier umhüllte die ganze Gegend, und es war als wäre der azurne Himmel selbst herniedergesunken auf die Erde. Die Häuser in der Tiefe lagen in dunklen Massen da, wie das Gehäufte einer Schwad. Hoch empor in die Nachtlust ragten die Spizen der Türme wie die Fühlhörner eines Insekts, und das Klingeln der Glocken klang wie der heitere Ruf eines Heimchens; hinten starb die Sonne, hochrotglühend vor Entzücken, und das blaße Zodiakallicht umschimmerte sie, wie eine Glorie das blaße Antlitz eines Heiligen.“ —

Dies ist die erste große Schilderung, die Würzburg gefunden hat.

Es mag vielleicht auffallen, daß diese Stadt, die von der Dichtung und Schriftstellerei der neuesten Zeit so bevorzugt wird, in früheren Jahrhunderten viel weniger Lobredner als Bamberg und Nürnberg gefunden hat. Aber der Grund liegt klar zutage. Der landschaftliche Rahmen Würzburgs, schon frühzeitig entworfen, steht hinter der Bamberger Gegend an Reiz weit zurück, und die Stadt selbst, eingeschlossen in ihren Mauerring, mit einem Labyrinth enger, münfliger Gassen, ohne ihren Schlossgarten, ohne ihren Ringpark, ohne ihr Kuppel, ohne ihre ganze sinnenfreundliche Barock- und Rokokokultur, ohne ihre Universität — stand ganz erheblich an Feinheit, Schwung und Geistigkeit hinter der heutigen Erscheinung zurück. Die ist nun allerdings in mancher Hinsicht unvergleichlich — trotz der vielen Lobredner des 19. und 20. Jahrhunderts, die vielfach über eine leichte Beckeutschwärmerei nicht hinausgekommen sind. —

Einige Jahrzehnte nach Kleists Würzburger Aufenthalt bereiste eine merkwürdige Persönlichkeit Franken. Es war der große Park- und Gartenkünstler Fürst Hermann von Pückler-Muskau, bekanntlich der Schöpfer der modernen Landschaftsgärtnerei, aber auch fruchtbarer Schriftsteller, der in „Semilassos verlorener Weltgang“ u. a. auch seine Reise durch Franken als Aristokrat und Mann von „Esprit“ geschildert hat. Franken kommt sehr gut bei ihm weg; man hat das Empfinden, daß sein sonst oft geübter, zuweilen hochmütiger Wig dem biederen Ernst des Frankenvolkes und dem beymengenden Reiz der fränkischen Landschaft gegenüber verstummt. Von Eger her kam P. M. nach Alexandersbad und besuchte von dort auch Wunsiedel, die Heimat des unglücklichen Studenten Sand sowohl wie des Dichters Jean Paul. Die nächste Umgebung, in der Jean Paul aufwuchs, bringt P. M. nicht übel in Beziehung zu seinem Charakterbild.

„van Paul Geburtsstube . . . schien mir seltsam beziehungsreich zu seiner späteren Lebensausbildung. Sie ist auf den Ruinen des Donjons einer alten Raubveste erbaut. Daher kam die Romantik. Gegenüber liegt die Kirche. Von ihr die Frömmigkeit. Das Haus war eine Schule und sein Vater Lehrer in derselben. Dies entspricht seinem vielen Wissen und einem kleinen pebantischen Anflug. Zum point de vue seitwärts dient der Katakeller. Davon die Passion zum bayerischen Bier.“ —

Aber Bayerath, einen „freundlichen Ort, etwas tot“, gelangt P. M. nach Bamberg, das er in längerem Aufenthalt lieb gewinnt. Hier sieht er u. a. eines der Volkstheate jener Zeit, die großartig und großzügig waren im Vergleich zu den Erbärmlichkeiten, die man uns heutzutage unter dem Namen Volkstheater noch oft zu bieten mag, und von hier aus besucht er die Fränkische Schweiz, deren Schönheit er aufrichtig bewundert. Von Bamberg gehts mainabwärts über Hassfurt und Schweinfurt nach Saibach, wo er den neuen Park des Grafen Schönbern t a b e l t und die Konstitutionssäule bestaunt. In Würzburg macht auf ihn den tiefsten, nicht geahnten Eindruck der Schlossgarten, „wahrlich ein königlicher Garten im vollen Sinn des Wortes.“ Endlich erlebt er noch einen großen Augenblick in I s c h a s e n b u r g. Bei seiner Schilderung Bambergs hatte P. M. über den Meißner im Dom, für uns eines der herrlichsten Werke deutscher Bilderei, das sonderbare, aber nach dem damaligen Stand der kunstgeschichtlichen Forschung immerhin begriffliche Urteil abgegeben: „Er sieht barbarisch genug aus, doch ist das Monument schwerlich sehr alt.“ In der Galerie des Schlosses zu Aschaffenburg aber erblickte er ein Gemälde, das ihm alle in der Voisseré'schen Sammlung zu übertreffen schien, eine Zusammenkunft des heiligen Erasmus mit dem heiligen Mauritius. Wie war ihm der Standpunkt deutscher Malerkunst so hoch erschienen. Er erblickte hier „die kunstreichste Verschmelzung treuer Naturwahrheit mit idealer Auffassung und dem größten Reichtum an Individualität der Gestalten, alles umstrahlt von einer Heiligkeit und Würde, in einen solchen Glanz und Frische der Farbe gehüllt, daß man voll Ehrerbietung und Freude dem Genie huldigt, das so Herrliches hervorgebracht.“ Der Meister, dessen Namen er vorher nie gehört, wurde ihm als Matthias G r ü n e w a l d aus Aschaffenburg genannt.

Guter Pädler, du konntest dich glücklich preisen, noch im Jahr 1834 nach A. gekommen zu sein. Zwei Jahre später, und du hättest das herrliche Werk nicht mehr gesehen. Da hatte es schon Mäuschen an sich gerissen. Denn was wäre ein so großer Kunstfriedhof wie die alte Pinakothek ohne einen echten Grünewald? — —

Eine Beobachtung Pädlers noch sei angeführt, die fränkisches Menschentum betrifft und doppelt schwer wiegt, weil sie aus der Feder eines Norddeutschen stammt. Auf der Altemburg zu Bamberg hatte er einen heiteren Abend in Gesellschaft gebildeter Männer verlebt. Er schreibt:

„Die Unterhaltung war so lebhaft, daß wir noch beim Schein des Mondes auf dem Platz an der Mauer saßen und bald diesen und bald jenen Gegenstand mit Feuer abhandelten. Man findet hier schon mehr südlische Lebendigkeit als bei uns. Einer der Herren, der sehr gut sprach, obgleich zuweilen in Paradoxen, sprang häufig mit Leidenschaft auf und hielt uns förmliche Reden mit den Gestikulationen eines Italiensers. Der Unterschied eines hiesigen Deutschen und der des Nordens ist so groß als zwischen ganz verschiedenen Nationen, und mir gefallen die hiesigen besser. Es ist mehr Natur, mehr Ursprüngliches in ihnen, und schon deshalb sind sie auch

anspruchsvoller, wahrhaft geselliger. Es ist ein reinerer Stamm, weniger mit fremdem Blut gemischt als der Norken, weniger durch ein rauhes Klima und einen ärmlichen Boden verfauert.“ —

Drei Jahre nach Pflücker bereiste Karl Leberecht Immermann Franken, und zwar in entgegengesetzter Richtung. Dieser wädrere Dichtermann, in dessen Wesen Klugheit, Humor und dichterische Lebensauffassung sich mischten, spricht von Franken noch wärmer und herzlicher als jener. Auch ihm gefallen die Menschen, insbesondere die Würzburger. „Die Menschen“, sagt er, „sind frei, offen, von natürlicher Höflichkeit; die gute Meinung sieht ihnen aus den Augen. Straßentanz gehen sie mit dem unbekanntem Fremden, um ihn zu rechtzuweisen, und sind dann mit einem Kreuzer zufrieden, oder auch zufrieden, wenn sie nichts bekommen. Männer, die den höheren Ständen angehörten, traten zu mir heran, wenn ich betrachtend vor öffentlichen Gebäuden stand, und machten mich auf dieses und jenes aufmerksam.“ Sie haben ihm aber auch gelegentlich ihre Schmerzen geklagt, und Immermann verstand sie. Ganz klar erkannte er, daß die bayerische Regierung nach der „Annerien“ des fränkischen Hochstiftes falsch vorgegangen war. „An und für sich ist schon“, sagt er, „der Franke auf seinen uralten Namen stolz; er weiß sich etwas damit, daß der Bischof von Würzburg sich auch ausdrücklich Herzog von Franken schrieb. Die Bischöfe von Würzburg, welche zugleich auch meistens (7 mal) die Mitra von Bamberg trugen, sorgten sehr für das Land, und konnten dafür sorgen, weil die Administration dieser überreichen Gebiete höchst einfach war und keine Apanage die Einkünfte schmälerte — wo im Gegentheil das an Prinzen und Prinzessinnen geeignete bayerische Königshaus gerade in dieser Rubrik außerordentlich viel verbraucht.“

Man hätte folglich bei der Säkularisation der fränkischen Bistümer die Sachen mit Sammetpfötchen anfassen sollen, da der Regierungswechsel ohnehin schon für die Verhältnisse der Leute drückend ausfallen mußte. Aber die bayerische hohe Administration war damals vom Geld- und Aufklärungsseifer besessen. Die Klöster wurden aufgehoben, die Stifter und Domkapitel aufs Genaueste beschritten. Uebrigens aber kamen drei oder vier Commissarien von München daher; die nahmen alles Gold und Silber und die Edelsteine aus den Kirchen weg bis auf das zum Cultus unumgänglich Nothwendige.

Sobald man diese Seite berührt, strömen alle Lippen scheules über; denn die Wunde blutet in der Erinnerung dieser kirchlich gesinnten Leute noch immer frisch fort . . . .

So hat sich Bayern in der Fruchtammer des Reichs, wie Franken heißt, selbst sein Spiel verderben, und das Regieren wäre doch gewiß hier sehr leicht gewesen.“

Mit diesem verkehrten Vorgehen Bayerns hängt es sicherlich zusammen, daß damals die Verehrung *P r e u ß e n s* durch ganz Franken sehr groß war, wie J. feststellt; ganz ungesucht sprachen in Würzburg und Bamberg Leute verschiedener Stände in J.'s Gegenwart das Lob des preussischen Staates aus.

Mit solchem Verständnis für Wesen und Art der Franken bereiste Immermann ihr Land, genoss Alschaffenburg, Würzburg und Bamberg, kletterte trotz seines Körpers starker Fülle auf den Felsen der Fränkischen Schweiz vergnügt umher, tauchte unter Beschwerden in die wunderbaren Treppsteinabfälle hinab; im Oerland des Fichtelgebirges besuchte er die Fürstengrube von Goldkronach (wo damals noch

Antimon gewonnen wurde), bestieg dann, wieder unter Beschwerden, den Ochsenkopf, rastete, schier beseligt, an der Felsenwiege des „fränkischen Sphalererers“, besuchte das Granitwirthsal der Luifenburg und Wunsiedel, die Heimat Jean Pauls, den J. „nicht liebt“, wie er bei dieser Gelegenheit uns verrät. Nach vom Fichtelgebirg (von Vened) aus schrieb er, in Erinnerung an den Zusammenfluß der Wiesent und der Aue, ein artiges Gedicht, jedenfalls eines der sinnigsten von den vielen, die jene herrliche Welt der Täler und der Felsen im Laufe der Zeit hat über sich ergehen lassen müssen.

Am See.

„Neh mir, o Mädchen, die Hände und gehe zur Seite,  
 Folge mir küßlich, mein Mädchen, wohin ich dich leite,  
 Laß uns die Lippen zum Knoten der Wonne verschürzen . . .“  
 Nein, ich fürchte mich, Knabe, wir möchten da stürzen.

Nach ist die Tiefe; sie dräuet den Schritten, zu munter;  
 Knabe, was gäh' es, wenn dorten wir glitten hinunter,  
 Wenn wir zu Falle da kämen, verwegenes Büßchen? . . .  
 „Ei, dann erkünden wir wieder, mein liebliches Liebchen!“

Und schon sind sie geglitten die Klippen hinunter;  
 Nun da strudelt's ein wenig. — Dann wollen sie munter  
 Keinlich und schmutz in die Wiese und freudig zu Walde:  
 Liebe und Jugend erstehen vom Falle gar balde.

Es hatte Immermann „viel Resignation“ gekostet, „Erlangen und Rückerts Bekanntschaft, . . . Nürnberg mit all seinen altdeutschen Wundern aufzugeben.“ Denn, so urteilt der Altmärker Immermann (und sein Urtheil wiegt schwer): „Franken ist wie ein Zauberschranz; immer neue Schubfächer tun sich auf und zeigen bunte, glänzende Kleinodien, und das hat kein Ende. Wer Deutschlands geheimste jungfräuliche Reize genießen will, muß nach Franken reisen.“

Doch wir haben mit Immermann und Pückler eigentlich einen zeitlichen Sprung gemacht. Vor diesen Männern waren drei Dichter aus Norden nach Franken gekommen und hatten als Gäste zum Teil Jahre lang hier gewohnt. Die flüchtigste dieser Erscheinungen für Franken ist Zacharias Werner gewesen, bei dessen Namen der literargeschichtlich gebildete Deutsche sogleich an seine Schicksalstragödie „Der 14. Februar“ denkt. Darüber hinaus war freilich Werner der einzige bei seinen Lebzeiten erfolgreiche Dramatiker der romantischen Schule. Dieser wandlungsfähige Mann, der als erster es gewagt hatte Luthers Gestalt zu dramatisieren (in seinem Drama „Martin L. oder die Weihe der Kraft“), trat später zum Katholizismus über, und wurde 1814 in Aichaffenburg zum Priester geweiht. Bei seiner Anwesenheit in Franken lernte er die Geschichte Heinrichs und Kunigundens näher kennen und schrieb das romantische Schauspiel „Kunigunde die Heilige“. Es wurde öfter aufgeführt, besonders in Bamberg. Rückert schreibt darüber in einem Brief an Schubert (12.2. 15):

„Ist denn die Wernersche Kunigunde noch nicht bei Ihnen gegeben worden? Für die Bamberger ist das ein gemachtes Fressen. Das ist eine barbarische Eudelköcherel.“ Im übrigen war mit dem Aufenthalt in Aichaffenburg Werners fränkische Gastrolle zu Ende.

In viel innigere Beziehungen zu Franken trat Karl Friedrich Gottlob Wegel aus Baugen, seit 1809 auf Hegels Antrag hin Redakteur des „Fränkischen Merkurs“ in Bamberg. Ein „trefflicher, gewissenhafter, unerschrockener Redakteur, ein Feind jeder Lüge, ein Unterdrücker des Gemeinen und Oberflächlichen, ein mutiger Verkündiger alles Edlen, Schönen und Guten“ ward Wegel ein Opfer des bayerischen Polizeistaates unter Montgelas, der freie Meinungsäußerungen nicht vertragen konnte, und hinterließ bei seinem Tod 1819 seine Familie der bittersten Noth. Wegel hat in mehr als einem lyrischen Gedicht das Bamberger Land sinnig besungen; in den Vesebüchern hat sich mit Recht bis heute das Gedicht „Bamberger Wage“ forterhalten.

Der merkwürdigste aller Dichtergäste freilich, die je in Franken gelebt, war Ernst Theodor A. Hoffmann, der im Jahre 1808 als Kapellmeister ans Bamberger Theater berufen wurde und fünf Jahre lang, bis 1813, in Bamberg weilte. Heutzutage, wo man mit Recht den Dichter zu den Unsterblichen unseres Schrifttums rechnet, muß mit allem Nachdruck hervorgehoben werden, was Bamberg und das fränkische Land und Menschentum für Hoffmann bedeuteten. Sie bedeuteten für ihn nicht weniger, als daß hier sein Schöpfergeist sich selber entdeckte und daß die Landschaft und die Menschen, die er hier kennen gelernt, unauslöschliche Eindrücke auf seine Seele machten und in fast allen seinen Werken mehr oder minder deutlich sich widerspiegeln. Der norddeutsche Jurist und Musiker Hoffmann ist in Süddeutschland, in Franken, in Bamberg zum Dichter geworden. Daran ändert nicht das mindeste die Tatsache, daß er die Bamberger Jahre zu den bösesten seines Lebens rechnen mußte, weil der Unverstand und die Mißgunst der großen Masse, die bittere Nothdurft seiner Lebensführung und ein schmerzliches seelisches Erlebnis ihm den Bamberger Aufenthalt bitter gemacht haben. Von den Schatten des nahenden Todes schon umhüllt, erinnert er sich der Bamberger Jahre wie einer glücklichen Kinderzeit und schrieb zwangsläufig die schöne Geschichte von „Meister Johannes Wacht“, in der die ersten und die heiteren Erlebnisse seines Bamberger Aufenthaltes, von der Erinnerung verklärt, mit verstärkter Macht lebendig wurden. Ich muß es mir hier versagen, alle die Erzählungen aufzuführen, in denen ich Eindrücke, Erlebnisse und Persönlichkeiten aus dem Bamberger Land nachweisen könnte; es sind mehr, als mancher jüdische Hoffmannforscher weiß. In den „Phantastestücken nach Callots Manier“, in den „Elirieren des Teufels“, in den Geschichten der „Scrapionsbrüder“, „in Later Murr“ lebt und weht es von der reichen Romanität des Bamberger Landes, die für einen Hoffmann ebenso gut in der Kultur der Barockzeit als im Mittelalter beschlossen sein konnte. — „Gern möchte ich dich, gütigster Leser, unter jene dunkle Pflanztauen führen, wo ich die seltsame Geschichte des Webers Medardus zum ersten Male las. Du würdest dich mit mir auf dieselbe, in duftige Stauden und bunt blühende Blumen halb versteckt, steinerene Bank setzen; du würdest so wie ich recht sehnsüchtig nach den blauen Bergen schauen, die sich in wunderlichen Gebilden hinter dem sonnigten Thal auf-türmen, das am Ende des Laubganges sich vor uns ausbreitet. Aber nun wendest du dich um und erblickst kaum zwanzig Schritte hinter uns ein gotisches Gebäude, dessen Portal reich mit Statuen verziert ist — durch die dunklen Zweige der Platanen schauen dich Heiligenbilder recht mit klaren lebendigen Augen an; es sind die frischen Freskogemälde, die auf der breiten Mauer prangen. — Die Sonne steht glutrot auf dem Gebirge, der Abendwind erhebt sich, überall Leben und Bewegung.

Flüsternd und rauschend gehen wunderbare Stimmen durch Baum und Gebüsch: als würden sie steigend und steigend zu Gesang und Orgellaut, so tönt es von ferne herüber. Ernste Männer in weit gefalteten Gewändern wandeln, den frommen Blick emporgerichtet, schweigend durch die Laubgänge des Gartens. Sind denn die Heiligenbilder lebendig worden und herabgestiegen von den hohen Simsen? — Dich umwehen die geheimnisvollen Schauer der wunderbaren Sagen und Legenden, die dort abgebildet, dir ist, als geschähe alles vor deinen Augen, und willig magst du daran glauben.“ —

Also führt uns Hoffmann in den Garten des Kapuzinerklosters zu Bamberg und hält so das Bild eines weisevollen Fleckchens Erde fest, das die Zeit nach ihm ausgegilgt und durch eine Realschule in italienischer Renaissance samt edem Turnplatz ersetzt hat. Aber auch Nürnberg ist dem Romantiker Hoffmann eine verehrungswürdige Stätte, und bedeutungsvoller als durch Romanschriststeller wie Ebers, Lauff und Noquette ist die Stadt und ihr Bürgerthum durch seine weisehafte Erzählung „Meister Martin der Küfer und seine Gesellen“ verherrlicht worden. Ganz stellt sich Hoffmann auf die Seite des biederen Hans Schnepferer genannt Rosenblät und seiner treubergigen Verse:

„O Nürnberg, du edler Fleck,  
Deiner Ehren Holz steck am Jwed,  
Den hat die Weisheit daran geschossen,  
Die Wahrheit ist in dir entprossen.“

Und noch in dem Bruchstück einer seiner letzten Erzählungen, das man im Nachlaß fand, steigt groß und verehrungswürdig Albrecht Dürers Gestalt vor dem Hintergrund des lustigen Treibens auf der Haller Wiese und mit ihm Nürnbergs unsterbliche Zeit empor. —

Aber wo Weiben denn die heimischen, die angestammten Dichter aus Amadeus Hoffmanns Zeit? Hat Franken nur Fremde befruchtet? — Die Frage ist berechtigt. Freilich möchte ich Verwahrung dagegen einlegen, daß August Graf von Platen als „fränkischer“ Dichter bezeichnet wird. Dieser in Ansbach geborene Sproß eines altpommerischen Adelsgeschlechtes, dessen Vater nur durch Zufall nach Franken geführt wurde, hat nur mit seinem Leib in Franken gelebt. Von Natur mit ausgesprochen niederdeutschen Eigentümlichkeiten ausgestattet, ist er nie in Frankens Volkstum irgendwie eingebrungen. Daß ihm dazu auch jede Neigung fehlte, verrät er uns selber deutlich genug, wenn er in seinem Tagebuch gelegentlich verzeichnet, daß er bei einem vorübergehenden Aufenthalt in Werned einen Braunschweiger kennen lernte und sich dabei freute den niederländischen Dialekt zu hören, den er immer am liebsten hörte und nach dem er seine eigene Sprache bildete. Aber auch die fränkische Landschaft war für diesen stillen Würzburger Studenten so gut wie verloren. Zwar hat er die Spaziergänge in Würzburgs nächster Umgebung — teilweise mit Vorbehalt — zu schätzen gewußt und sich einmal bei einem späteren Besuch der Stadt sogar zu dem Eintrag in sein Tagebuch verfliegen: „6 Tage in Würzburg, ein schöner Traum! Der letzte Frühling meines Jugendlebens.“ Aber wenn er durch Franken fährt, hat er ja seinen Kopf in Wäthern vergraben. „Es scheint fast ich lebe nur um zu lesen, oder ich lebe nicht einmal, ich lese nur.“ Bei einem Ausflug auf den Schwabenberg (den er fälschlich Schwabenberg nennt), unterhält er sich mit Nees über spanische und portugiesische Literatur, deutsche Sprache, die nordischen Dialekte, Purismus, äußere Formen der Poesie, Verweise der Alten und Neuen, Calderon, Camoens.“ Das ist kein fränkischer



Wandereromann. Erst unter Führung von Menschen, die mit Lust ins Leben sahen, öffnen sich seine Augen wie aus einem Schlafe, und dann ruft er etwa aus: „Der Aufenthalt mit K ü d e r t in Nürnberg war höchst interessant. Ich kann wohl sagen, daß ich in dieser Gesellschaft zum ersten Mal das wunderbare Nürnberg mit seinen Kunstschöpfen, Brücken und Gärten, Lindenalleen und schönen Bäumen, Wahrhaft genossen habe.“ Und so werden wir in Platens Werken auch kaum einen greifbaren Niederschlag fränkischer Herkunft suchen dürfen.

Anders steht es bei J e a n P a u l Friedrich Richter, dem Sohn des Fichtelgebirgs, der „kleinen, aber guten, lichten Stadt“ Wunsfel. Zwar bin ich nicht ganz damit einverstanden, wenn dieser Dichter gelegentlich als der „bedeutendste Sänger fränkischer Eigenart“ bezeichnet wird. Schon die Herkunft Jean Pauls aus dem „Sechshämterland“, das seiner Sprache nach dem oberpfälzischen Stamme zugehört, läßt seine fränkische Stammeszugehörigkeit als zweifelhaft erscheinen; auch seine Lebensart ist kaum fränkisch: das „ungebändigte Naturburschentum“, das er in seinen jüngeren Jahren zur Schau trägt, ist am allerwenigsten in Franken zuhause. Und sein W e r k läßt im großen gerade das vermischen, was gute Beobachter längst als fränkische Gabe in Kunst und Schrifttum erkannt haben: die G e s t a l t u n g s k r a f t, der die große Linie gelingt auch in Verzicht auf löbliche Einzelheiten und Feinheiten. Dies vorausgeschickt, muß aber doch anerkannt werden, daß Jean Paul für einen Teil des fränkischen Landes eine ganz besondere Bedeutung zukommt. In den Werken dieses Idyllikers lebt zumißt die Welt des Fichtelgebirgs und seiner Umgebungen, leben Wunsfel, Hof und Bayreuth, vor allem aber das traute Dörflein J o d i g a. d. Saale, wo er die schönsten Kinderjahre verbracht, ein rührendes, erinnerungsverklärtes, vielleicht unsterbliches Leben.“ Seine S e e l e enthüllt Jean Paul in den wunderbar yarten Worten: „Liebes Dörflein! Du bleibst mir teuer und wert! Zwei kleine Schwestern ließ ich in deinem Boden. Mein zufriedener Vater hat auf ihm seine schönsten Sonntage gefunden, und unter dem Morgenrot meines Lebens sah ich deine Blumen stehen und glänzen. Zwar sind deine mir wohlbekannten Bewohner, deren ich denken will, längst fortgezogen wie mein Vater, aber ihren unbekanntem Kindern und Enkeln wünscht mein Herz, es gehe ihnen wohl, und jede Schlacht ziehe weit von ihnen vorbei.“ Und so können wir Jean Paul einen fränkischen H e i m a t d i c h t e r nennen; nennen wir ihn den größten! Zur Z u s a m m e n f a s s u n g der fränkischen Welt fehlte ihm jede äußere Veranlassung, jede innere Nötigung. Dem Dichter Jean Paul ist der Mensch H e i m a t m e n s c h oder er ist ihm nichts, und diese Heimat ist ihm mit hundert Quadratus groß genug. Überfliegt Jean Paul die engen Grenzen der Heimat, dann sind es nicht stammestümliche oder völkische oder allgemein menschliche Gesichtspunkte, die seinem Empfinden und seiner Schöpfung Größe verleihen: dann ist es des Dichters eingeborene unendliche Liebe zur N a t u r, in deren Schilderung er allerdings einzig steht auf fränkischer, vielleicht auf deutscher Erde. Aber es ist nicht Goethes elementares Naturempfinden, das den Strom alles Lebens und Webens beglückt durch sich selber rinnen läßt; ihm steht die Natur als etwas unendlich Großes g e g e n ü b e r.

Will man nun, ohne Widerspruch befürchten zu müssen, einen Dichter wirklich als „den bedeutendsten Sänger fränkischer Eigenart“ bezeichnen, so kann dies kein anderer sein als F r i e d r i c h K ü d e r t. Geboren im Herzen des Frankenlandes, in der alten Reichsstadt Schweinfurt, väterlicher wie mütterlicherseits aus echtem,

altem Frankensamm, hat er in seinem langen Leben (1788 – 1866) nur zweimal etliche zusammenhängende Jahre außer Franken zugebracht. Ein Freund der Geselligkeit, heiter und frei, duldsam mit einer Neigung zu überlegenem Spott ohne ägende Schärfe, weltumspannender Gedanken fähig, leicht heimisch und sicher in Sprache und Schrifttum fremder, ja fremdster Völker – so stellt er sich als echten Franken neben Goethe, und wenn er an Größe des Werks hinter diesem jurückstand, so übertraf er ihn an Bewußtheit seines Stammestums. Das fränkische Volk, mit dem er eine lebendige Zusammengehörigkeit fühlte, kannte Rückert in allen seinen Ständen. Er kannte den Adel und das Landvolk Frankens, die Beamten und die Lehrer; er kannte die Künstler, die Dichter. Er kannte das protestantische Pfarrhaus und das katholische Kloster von innen. Er kannte und sprach die fränkische Mundart, und wie er in seinen Dichtungen sehr viele Mundartwörter Frankens verwendet, so klingen ganze Satzfügungen, ganze Wendungen ausgesprochen fränkisch.

Zu der Zeit Rückerts schien freilich der Name Franken als lebendiges Wort für immer aus der Geschichte ausgeilgt. Denn das Frankenland war, unter den Stürmen der napoleonischen Zeit, wie eine reife Frucht dem Staate Bayern in den Schoß gefallen. Aber freilich nicht ganz. Auch andere hatten glückliche Hände, und so wurde an der Stelle der alten Zersplitterung eine neue gesetzt. Es muß sich noch zeigen, ob diese Zersplitterung für unser Volkstum nicht die verhängnisvollste von allen war. Wie schwer, wie außerordentlich schwer fällt es heute sehr vielen Stammesgenossen sich die politischen Grenzen wegzudenken und zu fühlen, daß die Leute von Meiningen, von dem sogenannten „Schwäbisch-Hall“, von Crailsheim Franken sind! Wie viele wissen überhaupt nicht, daß es ein württembergisches, ein bairisches Franken gibt, daß Meiningen die altfränkische Grafschaft Henneberg ist, daß das „schäffische“ Bezugsland in der Hauptsache fränkisch besiedelt ist! Zudem ging der bayerische Staat, in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts ein zentralistisches Ungeheuer, bewußt daran in den neu erworbenen Provinzen die alten geschichtlichen Erinnerungen auszulöschen. Der Name Franken ward abgeschafft, und nach sader französischer Art wurden die Mainlande in den Obermain-, den Untermain- und den Regatskreis eingeteilt. Als Ludwig I., mit lebhafterem geschichtlichen Sinn begabt, die Namen Ober-, Mittel- und Unterfranken wenigstens als Namen von Reg.-Bezirken wieder einföhrete, war es fast schon zu spät. Auch zog München alle literarischen, alle künstlerischen Kräfte an sich; die fränkischen Lande darboten. Die Provinzmuseen, die säkularisierten Stifter wurden ausgeräubert. Viele Beamte fränkischen Stammes wurden der Heimat entfremdet. Ein innerlich unwahres Bayerntum wurde geschichtet. Die Folgen für das bewußte Schrifttum des 19. Jahrhunderts waren betrübend. Nichts, was nach kräftiger Stammeskundlicher Eigenart schmiedete, nichts! Noch weniger als die Einheimischen wußten zuletzt die Fremden vom fränkischen Stammestum. Es war bis in die jüngsten Tage unbekannt, daß es so etwas wie eine fränkische Kultur gebe. So konnte ein Walter v. Meo unseren Mar Dauthendey einen „sinnentfremden Bayern“ nennen, was ähnlich wirkt, wie wenn ich Gerhard Hauptmann einen tüchtigen Preußen nennen wollte. Bis auf die jüngsten Tage wagten es manche Roman-Schreiber in der Darstellung ihrer an sich fränkischen Stoffe nicht, etwas von Franken verlauten zu lassen. Ein bekannter Modernroman der Gegenwart, „Die Heilige und ihr Narr“ von Agnes Günther,

spielt auf altfränkischem Boden, im alten Fürstentum Lobenlohe. Aber dem Wert „Franken“ ging die Verfasserin ängstlich aus dem Wege, so deutlich auch sonstige Hinweise sind. Denn das Ländchen gehört heute zu Württemberg, und in diesem Lande soll und muß alles schwäbisch oder — namenlos sein.

Freilich gab es auch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts Männer, die einen Begriff von Frank en hatten. Es waren die Vertreter jener Wissenschaft, die als eine der schönsten Blüten aus der Romantik entsprossen war, der deutschen Sprach- und Altertumswissenschaft. Ein solcher Vertreter ist W i l t h e r v o n S c h e f f e l gewesen, und es traf sich auch für Franken glücklich, daß dieser Mann zugleich Dichter war. Gegenüber der Schloßruine Heidelberg steht er im Denkmal als Wandererroman vor uns, und sein glücklicheres Denkmal ist jemals erkennen worden. Dieses neue Geschlecht von Wanderern, diese Scheffel, W. H. Niehl, diese Müllenhoff, diese Steub, sie waren anders als die Reisenden um Goethe und Herder, anders als die Tied und Wackenroder, anders als die Zimmermann und Püchler-Mustau. Nicht rationalistisch beengt, nicht passivistisch eingestrichelt, nicht romantisch überschwänglich, nicht jungdeutsch wügelnd, suchten sie der Seele des Volkes näher zu kommen, Sprache und Sitte des Volkes aus ihren tiefsten Verenggründen heraus zu begreifen; auch darzustellen. Gerade seit der Mitte des 19. Jahrhunderts beginnt eine Reihe von wertvollen Einzeldarstellungen deutscher Länder, die, auf wissenschaftlicher Grundlage aufgebaut, weit von der feuilletonistischen, ästhetischen oder wandervogelmäßigen Art unserer Tage entfernt sind. W. H. Niehl schreibt außer seinem berühmten Werk „Die Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Sozialpolitik“, das ganz Deutschland umfaßt, sein köstliches Buch „Die Pfälzer“ (1857); unter seiner, später unter J e l i e r D a h n s Leitung erschien 1859—67 die „Bavaria“, eine umfassende geographisch-ethnographische Schilderung Bayerns in 7 Bänden; H e r m a n n A l l m e r s schrieb 1858 sein „Marschenbuch“, das Land und Menschen an der Elbe- und Weseremündung geistvoll schildert. Der wädrere Pfarrer Leopold Höhl wurde als „Mittelschabour“ der treffliche Schilderer eines bis dahin mehr gemiedenen als gesuchten fränkischen Gebirges, dessen Ruhm er begründet hat; und G. Brückner ließ schon 1851 seine „Landeskunde des Herzogtums Meinigen“ erscheinen, ein Werk voll tiefgründender Gelehrsamkeit, aber auch voll sicherer Urteile über Land und Leute des alten Grabfeldes, so daß es noch heute als achtungsgebietende, für die Erkenntnis des fränkischen Volkstums bedeutsame Leistung dasieht. „Wie die fränkische Sprache“ sagt Brückner „weniger flüchtig und leicht ist als die thüringische, so hat der Franke die große Leichtigkeit und Vergesslichkeit, die Bemühtigkeit und Freizügigkeit, die Selbstenlust und Naturverherrlichung in dem Grade nicht, als sie dem Thüringer innewohnt, dagegen hat er mehr politischen Sinn, mehr Wig und Humor, und deshalb weiß er mehr zu politisieren, zu necken und zu schimpfen, wozu er an 800 Schimpfwörter und eine große Zahl von Scherzreden mit scharfem und stumpfem Stachel besitzt. Bei der Arbeit singt er nicht, wie der Thüringer, sondern ist stumm, selbst beim gepriesenen Bierkrug kann er begäglich still sitzen, doch ist er zum Scherzen und Neckeln stets schlagfertig. Bierstuben und abendliche Bankungen sind für ihn Schlachtfelder. Nicht leicht verletzt, läßt er sich mit seinem Schwertmaul und seinen Haaren auf den Zähnen nicht gleich in einen Streßhalm schwätzen, hat Etich gegen Etich, Schimpf gegen Schimpf, hängt dem Andern eins an, trumst, naß,

föhret an, ugt, zieht auf, foppt, hänselt, narret oder hat zum Besten, bringt endlich zum Lachen, denn wer zuletzt lacht, hat die beste Kirchweih gemacht. Aber nicht bloß Einzelne gegen Einzelne, selbst Gemeinden treten nedend gegen Gemeinden auf, ja das Volk legt seinen Wig in einzelnen Örtern gleichsam zu stehenden Kapitalien an, weshalb die fränkische Seite des Landes drei solcher Wigablageorte (Wasungen, Ummershadt, Schnell) hat. Der Wig beschränkt sich indes nicht bloß auf das Wort, er geht aus sich heraus und wird zur Fastingsnatur in Verstellung und Verkleidung zur heiligen Ehrtheit, zur „Kirme“ und auf Hochzeiten. Der Franke ist zwar schärfer im Urtheil, aber nicht so tief, warm gemüthlich wie der Thüringer, daher auch nicht so weich, so teilnehmend und aufopferungsfähig und ebendaher besitzt er mehr Neigung für Wissenschaft, als für Kunst, weshalb aus ihm viel Gelehrte, aber kein namhafter Dichter, nur wenig tüchtige Musiker und Maler hervorgegangen sind. Wie der Thüringer, so ist auch er tätig und fröhlich, hält aber auch auf seine Feiertzeit, auf das behagliche „Spillzenn“ und im Gegensatz zur nackten Wirklichkeit wiegt er sich gern in Aberglauben ein.“ Bei dieser Darstellung, die offenbar im Kern richtig ist, möge man nicht vergessen, daß Brückner nur die Franken des Grabfeldes im Auge hat; doch gilt das meiste sicherlich auch für den ganzen Frankenstamm, abgesehen natürlich von der nicht einmal für das Grabfeld zutreffenden Bemerkung über fränkische Kunst. Viktor Scheffel insbesondere war der fröhlicste und fröhlichste Wandersmann, und in diesem Geist ist er zu guter Sommerzeit nicht nach „Nord-Bavern“, sondern ins Land der „Franken“ gefahren. In diesem Geist läßt er seine Damb ergriffen Domhorknaben in die Täler, die Schlösser und die Herbergen des Frankenjura einsallen. Die Poesie einer fränkischen Wallfahrt, wie sie mit wehenden Fahnen und Gesang aus gottgesegneter Landschaft aufsteigt und vorüberzieht, hat er in seinem berühmten Lied als erster so kurz als schön gemalt. Ihm ist es, und ihm allein zu danken, wenn der sagenberühmte Staffelberg einer der bekanntesten Berge Deutschlands geworden ist. Der Sürheinfranke Scheffel konnte es sich auch gar nicht anders denken, als daß in ostfränkischen Herzen eine starke, bekennnisfrohe Liebe zum fränkischen Land wohnen müsse. Im gewitterhaften Abenddämmern läßt er den Pargival-Sänger des deutschen Mittelalters durch ernste fränkische Landschaft reitend sprechen:

„In des Abends legtem Funckeln  
 Reit' ich durch mein Frankenland,  
 Nächstiges Gewitterdunkeln  
 Säumt der Waldgebirge Rand;  
 Wind und Wolken jehen weiter,  
 Und ich jieh' den Wellen nach,  
 Und man kennt im Land den Reiter,  
 Welveram von Echinhach.“

Und seinen Dazzer Mönch Nicodemus läßt er aus trüber Schwermut Befreiung finden durch einen herrlichen Sommermorgen im Rainthal mit Jekowand, Kornfeld, Schnittern und Gledengeläut. Niederknien ins betaute Niedgras ruft er in die sonnengoldene Frühe hinaus:

„Diese Gottessonne konnt' ich hassen,  
 Schwarz jehn diese lichte Gotteswelt?  
 Aus dem Haupt entflieht's wie Morgennebel,  
 Von den Augen fällt's wie löse Schuppen,

Hell und lebend bin ich wie Tobias.

Sei begrüßt mir, Tal, im Morgenlichte,

Grüner Berg und Silberhaum des Maines,

Altes, gutes, liebes Frankenland!" —

Also der geborene Karlsruher Viktor Schffel, der erste wirkliche Herold Gesamt-Frankens in der neueren Zeit. Den Bedürfnissen eines erwachten heimatlichen, richtiger stammesmäßigen Sinnes genügt freilich alles, was wir heute anführen konnten, noch nicht völlig. Der Stammesfremde mag noch so begeistert, so überzeugt vom Lande und von den Leuten singen: man hört es gerne, nimmt es geschmeichelt hin, verweist gegebenenfalls darauf. Aber es fehlt da noch ein letztes. Es fehlt noch das eine, daß ein Sohn der heimatlichen Scholle auf die Gefahr hin, daß man ihn belächle, daß man ihn der Übertreibung zeibe, seinem Heimatlande aus übervollem Herzen jurast: „Land meiner Väter, du bist aller Länder allerhöchstes, ich liebe dich! Wohl, aus dem ich entsprossen, du bist aller Völker allerbestes, alleredelstes, ich liebe dich!“ Und dies mutige Liebesbekenntnis, die Krone aller Heimatdichtung, hat gewagt Michael Georg Conrad aus Snodstadt bei Marktbeet. Heimat- und Stammesliebe spricht schon aus seinem Roman „Der Herrgott am Grenzstein“. Dieses Buch bleibt trotz einiger künstlerischer Bedenken in unserem fränkischen Schrifttum eine bedeutungsvolle Erscheinung. Einen Krebsknoten der fränkischen Lande, die Zersplitterung, sucht der Verfasser an der Gegensätzlichkeit zweier Nachbarörter zu zeichnen. Alles ist auf dieses im Blut liegende, durch die Befennnisfremden maßlos gesteigerte Krähenkertum aufgebaut. Wie es überwunden, wie die kleinliche Enge des Gesichtskreises erweitert werden kann, dies zu zeigen ist eben die Absicht des Romans. Darüber hinaus wird — damals ein Vorstoß in ein noch unbekanntes Gebiet — der Versuch unternommen die fränkische Art aus der Landschaft zu erklären. Lehrer Reinhard stellt an den Professor Sandberger die bedeutungsvolle Frage: „Herr Professor, gibt es einen geologischen Grund für die Vernachlässigung alles Fränkischen durch die Franken, sofern es nicht eh- und trinkbar ist?“ Darauf der Professor: „Ein gewisser Mangel an Tiefe des Stammesgefühls ist bei den Franken nicht zu leugnen. Geringe Tiefe scheint überhaupt ein charakteristischer Zug zu sein. Der Meeresteil sogar, der die Frankenerde übersülte, scheint nur geringe Tiefe gehabt zu haben . . . Keine heftigen Strömungen. Kein aufwühlender Wellengang. Keine Dämonie in der Tätigkeit des Wassers. Versandung, Verkeuperung, Vergipfung, Verkalkung.“ — Es ist Liebe zum Heimatstamm, was diese Gedankengänge erzeugte, und der brennende Wunsch, daß das Heimatvolk von der Geringschätzung des Heimischen sich zu starkem Stammesgefühl erheben möge. Aber sein schönstes Liebesbekenntnis hat er niedergelegt in dem Hymnus „Heimat“, der mit den Worten schließt:

„Von Nürnberg in alter Wunderpracht

Bis Frankfurt, wo uns Goethe erkant,

Hinauf nach Bayreuth, der Festspielstadt,

Lebe je ein Mensch im deutschen Land,

Dem doch nicht das Herz im Leibe lacht

Und wird des Kühmens jemals satt?

Wißt ihr's besser? Sagt mir's doch!

Immer und ewig: Franken hoch!

Nichts, wo ich auch suchte, kommt dir gleich,

Keine Jugendkonne, mein Friedensreich!“ —

Also sang als bodenständiger Herald Frankens Michael Georg Conrad, und mit ihm, der als Einziger von allen Genannten wie lebend in unsere Gegenwart hereinragt, sei die Reihe der Schilderer fränkischen Landes und Volkes abgeschlossen. Denn was sonst im jüngsten Menschenalter von Landelenten und Stammesfremden in der Schilderung fränkischer Art geleistet wurde, verlangt eine eigene Darstellung, die wir uns vorbehalten. Das eine nur sei heute festgestellt, daß von den Vielen eine kleine Zahl wirklich Begrabener über die äußerliche Schilderung von Bergen und Burgen, von Städten und Dörfern und auch über die ästhetische Auswertung von Stimmungen vorgebracht ist zur Seele unseres fränkischen Volkes.

Und zur Seele des fränkischen Volkes vorgebracht ist auch der große Schwabe Friedrich Schiller, dessen Mienen den Ausklang meiner Worte geleiten mögen. Zum Ausbruch seiner Erkenntnis genügten ihm, nach großer Männer Art, zwei kleine Dorfgassen. Dieser Mann hatte in der schlimmsten Zeit seines Lebens äußere Sicherheit und innere Ruhe gefunden in einem entlegenen Winkel des fränkischen Landes, in Bauerbach bei Meinigen. Und während er in seinem Dörfchen „Die Räuber“ fast für alle deutschen Gegenden, Thüringen ausgenommen, mehr oder minder gelinden Spott hat, spendet er dem fränkischen Volk aufrichtige Anerkennung. Er läßt den Main sagen:

„Meine Burgen zerfallen zwar; doch getrübet erblick' ich  
Seit Jahrhunderten noch immer das alte Geschlecht.“

Dieses Schillerwort ist nun zwar schon oft angeführt worden, und man hat sich dabei in der Regel wohl auch etwas vorgestellt; aber sicherlich hat man oft nur an eine Art von Konservativismus gedacht, an das, was man sonst auch „altfränkisch“ zu nennen pflegt. Aber das Wertvolle, dessen sich Schiller bewußt wurde, besteht nicht darin, daß in Franken noch einige Tausend Bäuerinnen Sonntags in der alten prächtigen Tracht zur Kirche gehen. Ja, in Franken lebt noch das alte Geschlecht. Denn wir sind im tiefsten Kern ungleich geblieben in allen Wandlungen der Geschichte. Gewankt hat das Frankenvolk oft unter den Geißelblieben schlimmer Zeitalter, aber es ist nie zu Boden gesunken, und hat auch niemals der Welt das sonderbare Schauspiel geboten, daß es bei unerwarteten Schicksalen plötzlich ganz anders erschien als alle Welt bisher von ihm geglaubt. Diese Seelenruhe ist Auserung ersonnen und reifen Wesens. Möge es aus den Werken fränkischer Dichter dem reifen Leser fort und fort tief und ruhevoll ent-

Café Wien  
Weinstube Neidel  
Café Schönborn

zum Besuche empfohlen.

**Bohlander**

### Ein Umschwung

in den medizinischen Anschauungen  
und Heilverfahren

### durch Sepselenopathie

(das neue biologische Heilverfahren)  
Beschreibung und Literatur stehen  
kostenfrei zur Verfügung!

Sepselenwerk Kreuznach  
Verfand der Broschüren und Heil-  
mittel durch:

**Pfauenapotheke Würzburg**

Zellstr. 3 an der alten Mainbrücke / Tel. 1770

# IHRE Tapeten

kaufen Sie natürlich  
wie immer bei

# Rossal-Geiller

am Dom

gegenklingen: „Unsere Tannen sind hoch, unsere Eichen sind stark, unser Granit ist hart – und wir sind nicht umzubringen!“ Aber für die yarten Mägdelein und für die rüstigen Frankensbuben, die wir in böser Zeit zum Licht müssen emperwachsen sehen, für diese soll's daraus singen und klingen: „Die Wälder unseres Frankenlandes sind schön, seine Weizenfelder sind fruchtbar, es grünt und blüht in seinen Gärten – und für jede Blume hat der Himmel eurer Heimat noch ein wenig Sonnenschein! Wachtet und blühet und geleitet einst den jüsternden Fuß eurer Großväter hinein ins heilige Land einer neuen, glücklichen Zeit!“

## Junge deutsche Bühne

Von Peter Schaeffer

Als 3. und 4. Bändchen der Dramenreihe konnte ich mir „Das gelobte Land“ von Hermann Bersfner und „Gilgamesch“ von Julius Maria Voder auf den Tisch legen.

I.

In Bersfners Gelobtem Land sehen wir eine junge Filmschauspielerin, Margrit Pfoht, zwar von starker Liebe zu dem jungen, armen Musikstrebenden Stefan Torste erfüllt, aber auch von dem begreiflichen Sehnen nach Erfolg und Ruhm in der großen Welt bewegt. Daher folgt sie nach einigem Seelenkampf dem Sohn eines amerikanischen Filmunternehmers, Francis Winter, der die begabte Margrit auf zwei Jahre beim Unternehmen seines Vaters in wichtigen Rollen zu verwenden verspricht. Der ganz niedergeschmetterte Stefan will ihr nach Amerika folgen; er erlangt mit Hilfe eines russischen Schiffsbetzlers eine Anstellung als



**NAHMASCHINEN**  
Alleinverkauf bei  
Chr. Plettinger, Würzburg  
Sennelager, 4 Tel. 5332.

**M. Hassauer**  
Würzburg  
am Vier-Ehrenbrunnen

**Uhren und Schmuck**

Seit 60 Jahren bestehend

**Waldflora Kräuterkuren**  
No. 8. Bei: Gicht, Rheumatismus, all. Gelenk etc.  
No. 1. Zuckerkrankheit, 4: Chron. Nierenleiden  
3: Lungenleiden, 6: Steinleiden, 2: Magenleiden  
9: Nervenleiden, 10: Stuhlverstopfung 11: Fett-  
leibigkeit. Erhältlich:

**„Mariendrogerie“**

Gg. GEIGER, vorm. Carl Koch  
WÜRZBURG

Kur 1. 4 Wochen 3.— Versand n. auswärts.